Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 102. Donnerstag, 14. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(20. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe eine Idee! Können Sie mir auf eine Woche ungefähr Ihre Zeugnisse über Ihre früheren Stellungen überlassen? Ich werde auf Grund einer kleinen Verbindung, die ich mit einer angesehenen Druckerei habe, versuchen, Ihnen dort eine neue Beschäftigung zu verschaffen . . . Dann sind Sie den Theuerkauf los, und Ihre liebe, kleine Frau braucht sich nicht mehr über ihren ungetreuen Mann zu grämen. Nur müssen Sie mir hoch und heilig versprechen, mir dort keine Schande zu machen."

„Fräulein Wendhus!" Die Stimme der kleinen Elli Glaser war ein verhaltenes Weinen vor Freude. Sie ergriff impulsiv beide Hände des jungen Mädchens und zog es an sich. Küßte es mitten auf den Mund.

„Ich . . . ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen das danken sollte, Fräulein Wendhus!" murmelte Glaser, dem man die innere Erschütterung anmerkte.

„Dadurch, daß Sie in Zukunft wieder wie früher nur Ihrer Familie leben und Ihre kleine Frau, die Ihnen ja bald noch einen Zuwachs schenkt, so glücklich machen, wie sie es wirklich verdient!" lachte Helga und verließ rasch das Zimmer.

Sie schrieb einen Brief an Direktor Ulrich von der Wendhus-A.-G. Setzte ihm kurz die Glaserschen Verhältnisse und den Charakter des Mannes auseinander, schilderte die Umstände mit dem Verführer und bat ihn, Fritz Glaser, der — wie er aus den beiliegenden Zeugnissen ersehe — ein tüchtiger, zuverlässiger Maschinensetzer sei, im Wendhus-Haus unterzubringen, wo sicher eine solche Kraft noch irgendwo in der riesigen Setzerei Verwendung finden könne.

Zum Schluß fügte sie hinzu:

„Ich weiß, lieber Onkel Direktor, daß Sie meine Bitte erfüllen. Wie ich zu dieser Familie komme, was ich jetzt treibe, werde ich Ihnen später einmal erzählen. Es wird das eine sehr lustige Stunde — teils! Anderenteils vielleicht auch, angesichts dessen, was ich in den letzten Monaten sah und hörte, eine sehr ernste — werden. Sollten Sie aber neugierig sein und vorher schon etwas wissen wollen, wenden Sie sich an meine Freundin Herta Bauer. Ich ermächtige sie, ein wenig — aber nur ein wenig aus der Schule zu plaudern! Die Hauptsache behalte ich mir vor. Seien Sie aber versichert, daß es mir körperlich und geistig sehr gut geht und daß ich mich noch nie so wohl und zufrieden fühlte wie jetzt.

Die Antwort in der Sache Glaser senden Sie mir bitte postlagernd an das Postamt S. 14. Doch nur die Antwort in der Sache Glaser. Auf alles andere lasse ich mich nicht ein, lieber Onkel Ulrich! Heute noch nicht!

Mit vielen herzlichen Grüßen und einem recht, recht warmen Nichtenkuß Ihre Helga."

Helga wußte, daß sie sich in der Beziehung auf Direktor Ulrich — der eigentlich, streng genommen, nicht ihr Onkel, sondern ein treuer Freund ihres verstorbenen Vaters war, von ihr aber von Kindheit an so genannt wurde — verlassen konnte und veranlaßte Fritz Glaser, seine Stellung am andern Tage zu kündigen, sodaß er in einer Woche dort frei war und eventuell im Wendhus-Haus eintreten konnte.

Drei Tage später hielt sie schon die Antwort Ulrichs in Händen. Mit der Aufforderung, Glaser solle sich vormittags zwischen 9 und 10 Uhr bei dem Oberfaktor melden. Mit ihrem mysteriösen Verborgensein wolle er sich, so schwer es ihm falle, vorläufig abfinden, da er durch Fräulein Bauer erfahren habe, daß ihr tatsächlich keine Gefahr drohe und sie gewissermaßen nur einen Lehrkurs im praktischen Leben durchmache, was immer gesund und heilsam sei.

Die Freude, die die Nachricht bei Fritz Glaser auslöste, erschien Helga als die beste Gewähr dafür, daß er in Zukunft allen weiteren Versuchungen widerstehen werde, wenn er nun dem Einfluß dieses Fritz Theuerkauf entzogen war. Frau Glaser konnte nichts weiter tun, als immer wieder die Hände des jungen Mädchens drücken . . . das Leuchten ihrer Augen, aus denen mit einem Male alles Bange und Ängstliche verschwunden war, sprach mehr als alle Worte.

Peinlich war Helga nur die erstaunte Frage Glasers, wie es komme, daß sie die Verbindung mit dem berühmten Wendhus-Hause, mit dem sie doch bei der Übereinstimmung der Namen wahrscheinlich verwandt sei, nicht für sich selber ausnütze. Sie antwortete ausweichend und war froh, als er taktvoll genug war, nicht weiter danach zu fragen.

18.

Gewissermaßen war es doch so: Für jede gute Tat, zu der sie sich durch die Umstände und Verhältnisse, die sie umgaben, bestimmen ließ, wurde sie sofort auch — bestraft! Während andere Menschen Freunde gewannen, deren Teilnahme und Mitempfinden schwere Zeiten leichter ertragen ließ, mußte sie nach den Bestimmungen ihrer Wette den Verkehr mit solchen Personen abbrechen, denen sie in irgend einer Weise half. Gewiß, sie tat es uneigennützig . . . aber die Art ihres Eingreifens war doch meist so, daß ihr indirekte Vorteile aus der veränderten Lage der Betreffenden erblüht wären.

Von Richard Weghart mußte sie sich zurückziehen, so schwer es ihr gerade hier fiel, weil ihr Interesse an seinem Leben etwas in dem Jungen aufwachsen ließ, das sich leicht zur Tragik wandeln konnte, wenn sie es — unbewußt oder bewußt — weiter nährte.

Der sympathischen Lotte Bach gutgemeintes Angebot mußte sie ausschlagen, weil es deutlich gegen die Bedingungen der Wette verstieß.

Und jetzt . . . ja jetzt lag der Fall ganz klar: sie hatte ihre Verbindungen ausgenützt, um eine Familie vor dem allmählichen Untergang zu bewahren. Die Dankbarkeit von Mann und Frau überschüttete sie mit Beweisen von Freude und Anhänglichkeit. Und wenn sie nun auch wochenlang keine Miete hätte zahlen können, man wäre ohne weiteres bereit gewesen, sie ihr zu erlassen und sie außerdem vielleicht noch durchzufüttern . . .

Also Vorteile, denen sie aus dem Wege zu gehen hatte!

Helga fiel es schwer, den guten Leutchen Mitteilung davon zu machen, daß sie ausziehen müsse. Sie grübelte nach einer plausiblen Ausrede und fand sie vorläufig nicht. Gleichzeitig war da aber noch ein unbestimmbares Grauen vor der neuen Wohnungssuche. Wer konnte wissen, wie sie es jetzt traf .. und dann die Aussichtslosigkeit, eine Stellung zu bekommen — es war direkt zum Heulen!

Niedergeschlagen verließ sie das Haus in der Königgrätzer Straße, in dem sie sich eben wieder einmal vergeblich beworben und bog langsam in die Anhaltstraße ein.

Vier Monate lebte sie nun schon als „Arbeiterin" ... die meiste Zeit davon war sie arbeitslos und krank gewesen — und was die folgenden acht Monate noch an Überraschungen bringen könnten, mochten die Götter wissen. Wenn nicht die Etappen Weghart, Bach und Glaser gewesen wären, hätte man wirklich den Mut verlieren können ...

In Gedanken versunken schritt sie dahin.

Eine plötzlich vor ihr froh aufklingende Männerstimme ließ sie zusammenfahren und aufblicken.

„Wahrhaftig! Ich habe mich nicht getäuscht! Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie hier überfalle ... aber vielleicht erinnern Sie sich meiner noch!"

Ein junger Mann, in eleganter, knapp anliegender Chauffeuruniform stand vor ihr. Er hielt die Mütze in der Hand und verbeugte sich durchaus einwandfrei und sicher. Sie sah ihn an. Ein schmaler, fast rassig zu nennender Kopf mit klaren dunklen Augen und Zügen von ausgeprägter Intelligenz. Ein interessantes Gesicht, dem ein seltsam fest eingegrabener Zug von Nase zu Mund noch einen besonderen Reiz gab. Ein Zug, der von einem schweren Wissen um die Nöte des Lebens sprach.

Wer war das? Irgend etwas an dem Manne kam ihr bekannt vor, doch wußte sie nicht, daß sie unwillkürlich ein Pulsen gleicher Wärme ihr Herz umrauschen fühlte.

„Es scheint so, als müßte ich doch etwas deutlicher reden!" fuhr der Chauffeur lächelnd fort. „Mein Name sagt Ihnen nichts, da Sie ihn nicht kennen ... der Vollständigkeit halber sei er aber genannt: Reinhold Buchenau!" Wieder eine Verbeugung, wie man sie so korrekt eigentlich nur bei älteren Studentensemestern findet, aber nicht bei Chauffeuren. „Klarer: erinnern Sie sich noch eines Mannes, den Sie vor einigen Wochen vor den Rädern eines Autobus bewahrten, dem Sie dann folgten und ... na, und so weiter!"

„Das sind Sie?"

„Das bin ich!" lachte er, als er ihr Erstaunen bemerkte. „Allerdings heute in einer etwas anderen Verfassung ... aber vergessen, was Sie für mich taten, habe ich nicht und immer den sehnlichen Wunsch gehabt, Sie einmal wiederzusehen, Ihnen aufrichtig danken zu können und in der Lage zu sein, Ihnen die Hilfe, die Sie mir damals angedeihen ließen, zu vergelten!"

Er sprach ausdrucksvoll und ohne Zögern, wie einer, dessen Gedanken schnell und exakt arbeiten.

Sie hatte sich gefaßt und streckte ihm die Hand entgegen, die er ergriff und fest, innig drückte.

„Es freut mich, Herr Buchenau, daß es Ihnen anscheinend wieder gut geht! Damals schien es ja so arg zu sein, daß Sie ..."

„... daß ich drei Tage nichts gegessen hatte, drei Tage in den Straßen herumgelaufen war und drei Nächte in Wartesälen verbrachte!"

„Das wollte ich nicht sagen!"

„Es stimmt aber!"

„Und jetzt?"

„Jetzt bin ich Chauffeur im Imperial-Hotel und kann mich nicht beklagen. Ich habe eben einen Hotelgast zum Anhalter Bahnhof gebracht, bin auf dem Rückweg ins Hotel und sehe plötzlich die Dame, nach der ich wochenlang vergebens Ausschau gehalten, denke erst an eine Sinnestäuschung, halte, springe heraus und laufe schnurstracks zurück und — da bin ich!"

Während er sprach, hatte Helga mit einem Male ein eigentümliches Gefühl. Da vor ihr stand ein Mann, an dem nichts mehr sie an den armen Halbverhungerten von damals erinnerte, der ihr aber seltsamer Weise in allem so vertraut schien, als kenne sie ihn nicht erst seit zwei oder fünf Minuten.

„Dort steht mein Auto ... und wenn Sie einverstanden sind, mache ich jetzt mit Ihnen eine Schwarzfahrt! Das heißt, leider nur für eine Viertelstunde ... länger erlaubt's mein Dienst nicht! Darf ich Sie bitten?"

„Das geht doch wohl nicht gut, Herr Buchenau?" lächelte sie.

„Es liegt nur an Ihnen. Und ich kann mir nicht denken, daß Sie mir die Möglichkeit rauben wollen, ein Teilchen Dankbarkeit abzutragen für das, was Sie für mich taten!"

„Das war ja nicht der Rede wert!" protestierte sie und mußte doch gleichzeitig daran denken, daß sie diesem Manne an jenem Tage ihr ganzes „Vermögen" gegeben hatte!

„Sie gestatten, mein Fräulein", sagte er, während sie nun langsam dem etwa zwanzig Meter vor ihnen stehenden Wagen zuschritt, „daß ich anders darüber urteile. Was Sie damals für mich taten, war mehr als je ein Mensch für mich getan hat. Ich rede nicht davon, daß Sie mir das Leben retteten — doch! doch! — obwohl das an sich schon Grund genug wäre, mich Ihnen ein Leben lang zu verpflichten. Aber Sie gaben einem Mensch, der an jenem Tage alle Hoffnungen begraben, der nur noch das Ende vor sich sah, den Glauben zurück .... den Glauben an das Dasein von Menschengüte und Menschenliebe! Und das ist weit wichtiger! Daß Sie ihm außerdem noch durch die impulsive Hergabe Ihres gesamten augenblicklichen Geldbesitzes — da Sie den Inhalt samt dem Täschchen gaben, war das nicht schwer zu erraten! — die Möglichkeit boten, endlich wieder einmal einen Bissen zu essen, darf nicht vergessen werden! Und Sie gestatten doch vor allem, daß ich Ihnen den Betrag auf der Stelle zurückerstatte ... das Täschchen habe ich leider nicht bei mir. Es steht Ihnen aber zur Verfügung, wenn Sie mir sagen, wohin ich es senden darf."

Sie standen am Auto. Er zog eine Brieftasche aus dem Rockinnern und reichte ihr fünf Mark.

„Soviel ich mich erinnere, waren es nur vier Mark und dreißig .."

„Und die Zinsen?" scherzte er.

„Nein! Wenn ich es zurücknehme, so nur das wirklich — Geliehene und auch nur, weil ich mir heute nicht den Luxus leisten kann, es zurückzuweisen!"

Sie nahm das Geld, holte aber aus ihrem Handtäschchen siebzig Pfennige und händigte sie ihm ein.

Beide empfanden die Situation als so durchaus komisch, daß sie plötzlich wie auf Kommando hell auflachen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

De Dichtaunst.

Zuärscht is iberhaubt nischt da.
Doch dann gommt bläßlich ä Gedanke,
Där geht nich wieder wäch, äja,
Där sätzt sich fäst wie änne Ranke,
Bis een nischt weiter ibrich bleibt,
Mer glabbt's Maschinchen uff un schreibt.

Doch damit isses nich gedan.
So eensach därf sich's geener dänken.
's is wie beim Heiserbaun dr Blan,
Mer muß ins Ausfiehrn sich versänken,
Un seilt ärscht schtundenlang dran rum,
Eh's färtich is fiersch Bubligum.

Hier wärd ä Silbchen drangesätzt
Un dort muß eens drfier verschwinden.
Das geht solange, bis zulätzt
Gee Fählerchen is dran zu finden.
Dann schickt mersch Ganze in de Wält
Un hält'n Daum, damit's gefällt.

Lene Voigt.

Flucht vor der Lava.

Skizze von **Käte Heydler**-Guatemala.

Die Höllenhunde bellen im Kraterloch. Dumpf grollt das Kegelspiel der Teufel. Schwefelgestank irrt über die tropische Landschaft. All das aber kümmert die Farmer ringsum nicht. Je höher ihre Pflanzungen wandern, bis dicht unter den Kraterrand, desto edler und teurer ist der Kaffee.

Auf „Finca Helvetia" sitzt Frau Thea unter dem Ventilator auf der gazeumhüllten Veranda und schreibt nach Deutschland: „... Diesmal habe ich nicht nachgegeben! Auch hatte ich durch das Fieber der Zwillinge einen triftigen Grund, den mühseligen Ritt nach San Felipe zu verweigern. Du, Mutter, hättest es auch wohl nicht vermocht, an dieser Hochzeit teilzunehmen! Ines Padilla ist und bleibt eine Farbige, wenn sie zehnmal in der Schweiz erzogen und ihr Onkel Präsident des Landes ist. Daß mein Mann jedoch seinen Bruder obendrein noch beglückwünscht ..." Rasendes Galoppieren eines Pferdes läßt die Deutsche aufsehen. Ernst Forster, der Verwalter, springt vom Pferde, reißt die Gartentür auf, rennt über den Rasenplatz, wo die Zwillinge friedlich in der Hängematte ihren Mittagsschlaf halten, von Ninna Anna betreut. Forster schwenkt einen Zettel und schreit: „Fort, einpacken, Frau Thea! Die Lava ist auf dem Marsch zu uns. Den Zettel hier brachte halbtot ein Bote von San Felipe. Ein neuer Krater hat sich urplötzlich auf dem Patio von San Cecilia aufgetan. Alles ist vernichtet, tot. Die Kinder her, Decken, Lebensmittel! Die aufgezäumten Mulas sind in einer Viertelstunde vor dem Tor."

Versteinert steht die Frau. Dem Angestellten bleibt nichts weiter übrig, als zu kommandieren. Schon reißt Forster Papiere, Geld, Geschäftsbücher an sich, zerbricht mit seiner Machete das Geheimfach des Herrn. Er schleppt alles unermüdlich, die Herrin antreibend, zum Pferd und stopft die Sachen in die Satteltaschen. Halb von Sinnen packt Frau Thea unnützes Kinderzeug und Bilderbücher ein.

Ninna Anna reißt die blonden, fünfjährigen Zwillinge aus der Hängematte, umhüllt die Schreienden mit Tüchern, rennt zu ihrer Kammer, um die Heiligenbilder zu retten.

Schon dringen Schwefeldämpfe um die Felsnasen. Die Luft dröhnt vom Explodieren der Steingeschosse. Rauchschwaden senken sich tückisch auf Baum und Hütte, Menschen und Tiere Die ganze Finca ist im Aufbruch begriffen, Familienväter schreien nach Kindern, Hunden, Schweinen und Hühnern. Einzig der Majordomo drängt sich mit den gesattelten Reittieren durch die Menge der Rasenden.

Nun rücken die oberen Dörfer an. Trampeln, Schreien, rasendes Brüllen, erfüllt die Luft. Rinder, Pferde, Schweine, mutterlose Kinder, jaulende, halbtolle Hunde wälzen sich alles zerstampfend über den mühsam gepflegten Rasen, schonen nicht Garten, Hof noch Haus, verstopfen den Weg zur Rettung.

Der deutsche Angestellte und der Majordomo beraten flüsternd, wohin sie flüchten könnten. Frau Thea sitzt endlich auf der zahmen Mula, den fiebernden Herbert im Arm. Der Majordomo reitet voraus. Forster folgt mit dem kleinen Rolf und den angeseilten Lasttieren. Die Ninna hält sich zur Seite der Frau, betet unermüdlich den Rosenkranz und plagt sich mit den glasgerahmten Heiligenbildern.

Der landkundige Majordomo will den San Pedro umgehen, um aus dem Schwefelgestank zu kommen, ein Tal durchkreuzen und hofft gegen Abend die Autostraße nach Quezaltenango zu erreichen.

Nach drei Stunden kommen die Flüchtlinge in ein unbekanntes Tal. Die Sohle ist von Sumpf bedeckt, der unüberwindlich scheint. Aber sie müssen hinüber. Hinter ihnen brennt schon der Wald, der Boden bebt, es blitzt und donnert, dazwischen dröhnen die Explosionen aus dem Kraterloch. Ab und zu gellt ein verirrter Schrei der gequälten Kreatur. Frau Thea wankt im Sattel hin und her, der Knabe in ihrem Arm wimmert ununterbrochen. Aber mit gütlichem Zureden sitzt wenigstens der kleine Rolf jetzt fest im Sattel vor dem deutschen Verwalter. Kurz entschlossen rollt der Majordomo große Felsblöcke in den Sumpf. Forster versucht sofort auf ihnen hinüber zu kommen, erreicht auch glücklich den jenseitigen Abhang und erklimmt ihn. Sofort versinken die Steine im Sumpf. Forster kann kaum noch rufen: „Sucht Schutz und Deckung in Erdhöhlen! Ich schicke Militär zur Rettung." Da erfüllen mit Krachen und Zischen kochende Wasserfälle das Tal. Ihnen folgt die Lava. Eins der Lasttiere scheut, teilt aus, rutscht ab und versinkt im Sumpf. In wirrer Flucht erreichen die Leute einen Abhang, wo sie zur Not Deckung nehmen können. Unten schleicht die Lava durchs Tal, brodelt, zäh kochend. Sie schwillt und steigt und zwingt die Menschen höher und höher zu klettern, Ninna Anna hat längst ihre Heiligenbilder verloren. Der Majordomo hält schützend das kranke Kind im Arm, da Frau Thea am Ende ihrer Kraft ist. Don Felix will den grauen Brei überholen, um endlich den jenseitigen Abhang zu erklimmen. Wenn sie nur noch fünfzig Meter vorwärts kämen! Doch zu früh bricht die Dämmerung herein, die schnelle Tropennacht. Die Unglücklichen finden endlich ein Erdloch, kriechen zusammen, trinken lauwarmes Wasser aus den mitgenommenen Kürbisflaschen. Der kleine Herbert atmet noch schwach, denn Schwefeldampf und Brandgeruch sind unerträglich. Als der Schein der Feuergarben einen neuen Ausbruch verkündet, treibt Don Felix die Todmüden weiter. Immer am Hang entlang, mit der Lava um die Wette suchen sie den rettenden Durchgang zum anderen Ufer, zur Autostraße nach Quezaltenango oder bergab zur Bahnlinie ...

Grausige Ruhe liegt über der Landschaft. Der Mond geht auf. Er zeigt, was die Lava mit sich führt: Eine rotbunte Kuh, ein verbrühtes Schwein, den Kadaver eines Kalbes, Hühner, Schlangen, ein Kind mit der Mutter verkrampft, den geschwollenen Leib eines Tapirs. Ohnmächtig sinkt Frau Thea vom Tier, und alle warten auf den Tag oder auf den Tod.

Der Tag kommt. Eine Militärstreife, von Senor Padilla angeführt, findet die Europäerin, den kleinen toten Sohn und den treuen farbigen Begleiter. Forster hatte gesund mit dem anderen Knaben Quezaltenango erreicht und telegraphisch die Gegend mobil gemacht.

Drei Tage noch bellen die Höllenhunde im neuen Kraterloch des Santa Maria. Kein Europäer kam um, aber dreihundert Farbige verloren Gut und Leben.

Klingen-Rausch in „Colorado-City."

Von Wilm Frhr. v. Münchhausen.

„Der Teufel selbst muß diesen Charles hierher geführt haben!" pflegte der Sheriff später zu sagen; und so unrecht hatte er vielleicht nicht. Jedenfalls lachte der ganze Far-West über die Geschichte —

Um die Jahrhundertwende herum, an einem heißen Sommertage, kam gegen Mittag ein eigenartiges Gespann in die eben aus dem Boden geschossene Goldgräberstadt „Colorado-City", in Arizona, eingefahren. Der Sheriff saß gerade mit einigen Freunden vor seinem „Office" und sah verwundert auf. Der Staub wirbelte unter den Rädern, als Charles Batten seinen unvergeßlichen Einzug hielt, der sich von seinem späteren Auszuge so sehr unterscheiden sollte.

Charles kam nicht allein: neben dem Planwagen ritt ein Hüne von Mensch, der mit seinen zwei Pistolen im Gurt immerhin Eindruck machte. Er war glatt rasiert und schien Kommandieren und Fluchen gewohnt zu sein. Im Gegensatz zu Charles, der, in Frack und Zylinder, wie ein Gentleman vom Wagen stieg, schien Bill, so hieß der „Zwei-Pistolen-Mann", auf äußere Dinge wenig Gewicht zu legen. Das wunderlichste war, daß über dem Planwagen ein riesiges Reklameschild angebracht war, das eine Rasierklinge darstellte, wie sie noch heute gebraucht wird und damals gerade erfunden worden war.

Charles, der mit den gewandtesten Bewegungen der Welt auftrat, erzählte dem Sheriff, daß er in die „berühmte Stadt" gekommen sei, um die neue Rasierklinge zu verbreiten. Er redete dabei allerhand über Kultur und Rasierklinge und sprach überhaupt wie ein Professor, so daß dem Sheriff ganz eigenartig zumute wurde.

Ja, so fing das an — und dem Sheriff stieg jedesmal die Galle hoch, wenn er später daran dachte ...

Jedenfalls schien der Charles wirklich ein Teufelskerl zu sein. Am nächsten Morgen hatte er schon eine Bretterbude gekauft und darin sein Hauptquartier aufgeschlagen. In „Colorado-City" wurden an den lebhaftesten Stellen Riesenplakate angebracht, auf denen zu lesen war, daß die „Charles-Klinge" das beste Erzeugnis der Staaten oder der ganzen Welt sogar sei! Am gleichen Tage schlossen die drei Barbiere der „Stadt" ihre Läden: Charles ließ mit seinen neuen Klingen gratis rasieren, und in seinen Barbierstuben war Hochbetrieb. Daß Bill die drei Barbiere unter Fluchen und Drohen zum Teufel gejagt hatte, blieb unbekannt.

Zuerst waren die Klingen wirklich ausgezeichnet, sie wurden von allen Seiten gekauft, das Geschäft blühte. Für etwas neues waren die Goldgräber zu haben, und Charles verstand, ihnen seine Klingen aufzudrücken. Dabei ließ er sich nur in grauem Frack und Zylinder sehen, redete wie ein Buch und flirtete mit allen Frauen und Jungfrauen, die ihre Männer und Freunde zum Kauf von Klingen überredeten.

Bald kannte ganz Arizona den schneidigen Charles vom Hören oder Sehen. Charles begrüßte jeden mit einem „Gut Schnitt", was sich wohl auf seine Klingen beziehen sollte, aber doch sehr spassig wirkte. Noch nie waren die Männer in „Colorado-City" so wunderbar rasiert gewesen ...

Charles bot den wunderlichsten Anblick dar, wenn er des morgens in seinem „Office" saß und die eingelaufenen Bestellungen studierte. Mit aufgekrempelten Hemdsärmeln,

den ewigen Zylinder auf dem Kopf, eine Zigarre im Mund, saß Charles an seinem Schreibtisch Bill gegenüber, der in den Morgenstunden zu seinem größten Leidwesen als „Kontorkraft" dienen mußte, sonst aber als eine Art von Leibgarde fungierte, was ihm unzweifelhaft besser stand. Charles machte über die Bestellungen die merkwürdigsten Bemerkungen.

„Was? Der Pastor Rainbow bestellt Klingen? Der hat sich wohl mit seinem Barbier verkracht! Nein, dem sende hundert Klingen der geringeren Sorte, der soll sich man aussöhnen, ein Mann der Bibel!

Ha! Hier schreibt einer von „Lake-City"; der hat's erfaßt! Höre das bloß an, Bill: „. . . und darum wünschen ich Ihnen bloß, daß Sie sich bis an Ihr Lebensende mit den verdammten Klingen selbst rasieren müssen!" — — Was sagst Du nun, Bill?

Donnerwetter! Dieser hier redet mich mit Senor an! Dem sende eine erstklassige Klinge, auf den muß mein Zylinderhut doch einen nachhaltigen Eindruck gemacht haben. Wahrscheinlich selbst ein Gentleman . . ."

Am komischsten aber wurde es, wenn er sich dem Einpacken der bestellten Klingen zuwandte. Dann rief er in jedes Paket ein schneidiges „Gut Schnitt!", wahrscheinlich, um dem Kunden einen Segensspruch zu senden. Danach hielt er Bill jedesmal eine feierliche Rede, wobei er seinen Zylinder tatsächlich mehrmals abnahm, was Bill stets zu Lachkrämpfen brachte.

Es gelang Charles, beim Sheriff und einigen Kaufleuten ganze Ballen von neu eingetroffenen Klingen zu beleihen; ja, ja, sein Geschäft florierte!

Bedenklich wurde die Sache für ihn, als eines Tages ein Lieferant der Klingen in persona eintraf und freundlichst um Zahlung bat: am nächsten Morgen waren Charles und Bill zum größten Erstaunen von „Colorado-City" verschwunden!

Die in Pfand gegebenen Klingen, die teilweise verrostet, teilweise ohne Schliff oder überhaupt aus Blech anstatt aus Stahl bestanden, waren zum Rasieren durchaus unbrauchbar! Der schneidige Charles hatte schließlich alle „gehörig eingeseift, um ihnen das Rasieren mit den fabelhaften Klingen zu erleichtern", wie er in einem hinterlassenen Briefe mitteilte.

Die drei verjagten Barbiere waren im Nu wieder da, und für die beiden Ärzte der „Stadt" begann eine Zeit der Hochkonjunktur. „Die best rasierten Leute der Welt", wie es so schön in den Plakaten geheißen hatte, kehrten reumütig zu den alten Rasiermessern zurück, und manche ließen sich einen Bart stehen Die „wunderbaren" Klingen aber wurden in ganzen Stapeln weggeworfen: rasieren konnte sich beim besten Willen niemand damit! — —

Unterdessen trabten Charles und Bill auf munteren Rossen dem lachenden Süden zu . . .

Mungo.

Nach einem kleinen Vorkommnis berichtet.

Von **Walter Anatole Persich.**

Als Popofski, der Makler in Getreide und Futtermitteln, an einem der üblichen Tage mit der Tendenz „lustlos" von seinem Börsenstand durch eines der belebteren Viertel der Stadt ging, überlegend, wie sich die Wirrnisse der Gegenwart in der Zukunft wohl entwirren könnten und was zur Zeit geraten scheine, zu tun, war er gerade bei dem Entschluß angelangt, eigentlich im Augenblick nichts zu tun. Sein Bürofräulein wurde ja mit den paar kleinen Geschäften ohnehin allein fertig, wozu sollte er sich in schwankende Spekulationen stürzen, wenn er seinen Nachmittagskaffee viel ruhiger ohne sie genießen konnte? Reich wurde in diesen Tagen niemand, hatte man also wirklich den Wunsch, es zu werden, so auch dabei die Gewißheit, daß andere einem kaum zuvorkommen könnten. Und solche Überlegung hemmt Ehrgeiz und Übermut gerade im richtigen Maße. Der Makler Popofski überlegte, welche Straßenbahn wohl die günstigste sei. Und dachte — alle waren gleich günstig, denn er hatte kein bestimmtes Ziel. Und darum blieb es gleichgültig, ob er mit der Vier zum Rödingmarkt fuhr, oder sich den an der Ecke in einen Laden starrenden Menschen anschlösse.

Die Menge umlagerte das Fenster einer sogenannten „Zoologischen Handlung" und nach einer Weile nahmen auch die Augen des Maklers den Grund des allgemeinen Interesses wahr. Ein kleines Affchen nämlich vollführte im Fenster, seitlich umrahmt von Aquarien und Papageienkäfigen, seine Späße. Es hüpfte auf einem bißchen Baum hin und her, turnte in humorigen Kapriolen, drohte mit seinen zwergenhaften Fäusten und amüsierte sich scheinbar noch mehr über sein Publikum, als dieses sich über ihn. Popofski stand recht lange vor dem Fenster, und wie es so geht, nach einer Weile allein. Die Leute waren mit der Bahn davongefahren, andere erinnerten sich wohl ihrer Geschäfte, Kinder wurden des Starrens müde und jetzt trieb das Tier hinter dem Glas sein Varieté ausschließlich für den Makler. Es setzte sich, schlug die Vorderbeine ineinander, wie ein Generaldirektor die wichtigen Arme, und stierte, ganz ruhig sitzend, den Mann vor der Scheibe mit ungehemmter Neugierde und etwas heimwehartig an. Das gab den Ausschlag, der Blick fing die müßige Stimmung des Maklers, er trat gleich darauf in den Laden, erkundigte sich nach dem Preise des Affchens, es war gar nicht teuer und schon fünf Minuten später durfte er es im Oberteil seines Ulsters davontragen. Eine kleine Kette wand sich um sein Handgelenk, um dem Kleinen das Ausreißen unmöglich zu machen.

Er schien aber garnicht die Absicht zu haben. Vielmehr verhielt er sich mäuschenstill. Sein Kopf ruhte am Seidenfutter des Mantels, die Augen funkelten erstaunt in den Himmel über der Straße, der Blick suchte den des Menschen und war so rührend und vertrauensbetonend, daß immer wieder Popofskis freie Hand das seidige Fell des Zwergmungos streichelte. So landete er nach einem erheblichen Fußweg in seiner Wohnung. Die Haushälterin Mumps, treu seit Jahren, schlug die Hände über'm Kopf zusammen, brachte eiligst Milch und Süßigkeiten und wußte sich nicht genug zu wundern über dieses Etwas. „Wollen Sie den Affen behalten?"

Popofski erschrak. Darüber hatte er noch nicht nachgedacht — doch, ihm fiel eine Erwägung ein. „Meine Vetterskinder sollen es vielleicht zum Namenstag bekommen." „So, so." Die Alte schlurfte hinaus. Bis in die späte Nacht saß Popofski mit dem Tier in seinem Zimmer. Es war warm, draußen hatte sich ein finsterer Wind neidisch vor die Fenster gelegt und kläffte die Ruhe in der Stube an, das Affchen, seit Wochen nur Schaustück im kalten Fenster der Handlung, heute mit Leckerbissen und menschlicher Freundlichkeit überrascht, spielte mit der großen Hand des Mannes, kroch gar auf seine Schulter, duckte neben seine Backe den rundlichen Kopf und gab zufriedene Pfeiftöne von sich. Die Leere der Junggesellenbehausung schien verschwunden zu sein, Popofski, bis vor kurzem ein in allen Spätlokalen bekannter Bummler, fand wieder Geschmack am Zuhause, das er ja auch aus Sparsamkeit pflegen mußte, las ein Buch, wenigstens in einzelnen Minuten, tatsächlich ersann er immer wieder andere Spiele für das possierliche Tier.

Hatte ihn früher die Börse durch die immerwährende Bestätigung ihrer geheimen Gesetze beglückt, überrascht, gespannt, so wurde nun der Umgang mit dem Zwergenmungo für ihn zum täglich neuen Abenteuer. Er las Tierbücher, schlug im „Brehm" und „Brockhaus" alles über Gewohnheiten, Herkunft nach, beschäftigte sich mit der Hingabe eines Schülers oder eines großen Gelehrten mit dem kleinen Lebewesen und zog sich an einem Sonntagvormittag, nach stundenlangem Spiel mit dem lustigfrechen Affen selbst an den Ohren. „Mein Gott", sagte er sich, „es gibt eine Million schöner Tiere und wundervoller Pflanzen, das muß mir so ein Biestchen wieder beibringen! Bald ist es Frühling, was wird da überall draußen in der Welt zu entdecken sein, Schmetterlinge und Singvögel, Igel und Spechte, Ameisen und Ohrwürmer, und auch jetzt sind Moose draußen, Rehe, Hasen, Krähen. Zwischen den Bäumen lagert klare Luft. Rechnen wir mal nach: seit acht Jahren bin ich nicht aus der Stadt rausgewesen, außer im Sommer und dann habe ich auch jene Kurorte bevorzugt, wo man täglich eine andere Modenschau veranstaltete — an diesem Reichtum, Mungo, bin ich vorbeigegangen!"

Das Affchen machte kluge Augen und ließ sich an seinem Fensterplatz im Öffnen schöner Nüsse nicht stören. Als Popofski angekleidet war und noch eine Wanderkarte aus dem Bücherschrank hervorsuchte, nahm Mungo eine Nuß, zielte und traf genau den Hinterkopf. Feixend und fauchend flüchtete er aufs Fensterkreuz, bereit, auch von dort sogleich wieder abzuspringen, sollte ihm sein Herr zu nahe kommen. Der lockte mit einer Banane, Mungo entschloß sich, näherzukommen und wanderte mitsamt der schönen Frucht in seinen Käfig, den er in Stunden der Abwesenheit Popofski bewohnte. Der Makler sah ihm zu. „Hast recht, Mungo! Manchmal muß man das Leben auch von der andern Seite ansehen!" Seitdem ist der Börsenmakler Popofski ein großer Naturkenner geworden. Er weiß über das politische Leben der Ameisen und die Balzzeit der Spechte genau soviel, wie über Getreidesorten, Notierungen und Termine. Und behauptet, daß ihm seine Wandlung garnichts geschadet habe — Mungo sitzt, wenn er davon erzählt, auf seiner Schulter und knetet ihn mit fidelem Gesicht in das reichlich große Ohr.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.